



[Nachdruck verboten.]

Um eine Fürſtenkrone.

17)

Roman von Reinhold Ortman.

Elftes Kapitel.

„Der Herr Doktor iſt augenblicklich in Anſpruch genommen, und Sie werden die Güte haben müſſen, gnädige Frau, ſich für eine kurze Zeit zu gedulden.“

Das war die Antwort, welche der Bureauvorſteher des Rechtsanwalts Herrmann Mohrungen der in tieffte Trauer gekleideten Dame, die den Doktor auf der Stelle zu ſprechen wünſchte, ertheilen mußte, und nach einem ſekundenlangen Schwanken entſchloß ſich die Beſucherin in der That, im Vorzimmer des vielbeſchäftigten Anwalts auf den Augenblick ihrer Vorlaſſung zu warten.

Die Schreiber, welche neugierige Blicke auf die ſchlankte, vornehme Erſcheinung warfen, konnten hinter dem langen, dichten Wittwenſchleier die Züge ihres Geſichtes nicht erkennen; aber ſie ſahen doch zwei glänzende, dunkle Augen, die Manchem von ihnen das in Altenſtaub und mechaniſch ödem Eimerlei der Tagesfrohe ſchier vertrocknete Herz gar ſeltſam höher ſchlagen ließen.

Nach etwa 10 Minuten öffnete ſich die Thür, welche in Mohrungen's Privatzimmer führte, und ein Herr mit dem ſcharf markirten bartloſen Geſicht eines Schauspielers trat in das Vorzimmer hinaus. Mit höflich ſtummem Gruße wollte er an der ſchwarz gekleideten, verſchleierten Dame vorübergehen. Da ſah auch er die dunklen, glänzenden Augen hinter den Waſchen des feinen Gewebes, und wie unter dem lähmenden Eindruck der gewaltigſten Ueberraſchung haſtete ſein Fuß am Boden. Seine Rippen bewegten ſich, als wolle er einen Namen ruſen; aber es kam doch kein Laut aus ſeinem Munde, und das Zucken ſeiner Geſichtsmuskeln verrieth, daß es ein Uebermaß von Erregung war, welches ihm die Kehle zuſammenpreßte.

Die Dame hatte ſich erhoben und einen Schritt gegen die Thür hin gethan, aus welcher Paul Wiſmar ſoeben gekommen war. Sie mochte erwartet haben, daß er zur Seite treten und ihr den Weg freigeben würde; aber er blieb wie angewurzelt auf demſelben Fleck, und der Raum zwischen den Wulſten der Schreiber und der Wand des Zimmers war zu ſchmal, als daß ſie trotzdem hätte an ihm vorübergehen können. So ſtanden ſie wohl eine Minute lang Auge in Auge kaum um die Länge eines einzigen Schrittes von einander getrennt, und die Schreiber machten lange Haſte, um zu ſehen, wie die merkwürdige Begegnung ausgehen würde.

Aber ihre Erwartungen wurden getäuſcht, denn es ſiel nicht ein einziges Wort zwischen den Beiden. Als wäre die Erſtarrung, in welche das Unerwartete des Zusammentreffens ihn verſetzt hatte, endlich gelöſt, athmete der Schauspieler plötzlich tief auf, ſtrich ſich mit der Hand über die Stirn und machte dann mit einer kurzen Verbeugung der Dame in Trauer Blaß zum Weitergehen. Leicht neigte ſie das Haupt mit dem Wittwenſchleier gegen ihn, wie ſie es wahrſcheinlich mit derſelben Bewegung gegen jeden Fremden gethan haben würde; er fühlte, wie die Schleppe ihres ſchwarzen Kleides ſeine Füße ſtreifte, und er vernahm wenige Sekunden ſpäter das Zufallen der Thür hinter der ſie verſchwunden war.

„Pſieg dieſe Dame öfter hierher zu kommen?“ fragte er den Bureauvorſteher. Der aber ſchüttelte verneinend den Kopf.

„Ich erinnere mich nicht, ſie ſchon einmal geſehen zu haben,“ meinte er, „es müßte denn ſein, daß ſie die nämliche Dame wäre, die einmal vor Monaten noch ſpät Abends den Herrn Doktor zu ſprechen verlangte, und ebenfalls ihren Namen nicht nennen wollte. Ich glaube faſt, ſie an den Augen wieder zu erkennen, aber ich kann es nicht mit Beſtimmtheit ſagen, denn der dicke

Schleier macht es ja unmöglich, etwas von ihrem Geſicht zu ſehen.“

Paul Wiſmar fragte nicht weiter, ſondern ging mit ſtummem Gruße hinaus. Der Bureauvorſteher aber raunte dem älteſten Schreiber zu: „Ich bin ganz ſicher, daß ich mich nicht täuſche. Solche Augen giebt es nicht allzu oft. Aber ich möchte ihm nicht ſagen, das ſie damals in der Schwurgerichtſache hier war, die gegen ihn ſchwebte. Ich hörte durch die geſchloſſene Thür einige Brocken von dem Geſpräch, das ſie mit dem Doktor führte, und ich erinnere mich genau, daß dabei ein paar mal der Name Wiſmar genannt wurde. Er wäre auch jetzt bei ihrem Anblick nicht ſo mächtig erſchrocken, wenn ſie nicht zu der Geſichte in irgend einer Beziehung ſtände.“

Während ſich draußen im Vorzimmer ſeine Untergebenen noch die Köpfe zerbrachen über den Zusammenhang des Romans, von dem ihnen zufällig ein paar intereſſante Zeilen zu Geſicht gekommen waren, ſtand Doktor Herrmann Mohrungen mit unvorholbarem Erſtaunen der Beſucherin gegenüber, die gleich nach ihrem Eintritt den Schleier zurückgeſchlagen und ihm jenes feingezogene, klaſſiſch ſchöne Antlig gezeigt hatte, das ihm von der erſten Begegnung her nur zu lebhaft in der Erinnerung geblieben war.

Rafaella ſah, daß ſeine erſte Empfindung diejenige des Erſchreckens war, und unerkennbar war es eine gewiſſe Genugthuung, die ſich für einen flüchtigen Moment in ihren Zügen ausprägte.

„Ich weiß nicht, ob Sie ſich meiner noch erinnern, Herr Doktor,“ ſagte ſie mit weicher, ſchweremüthig klingender Stimme; „aber ich kann es wohl beinahe annehmen; denn die Umſtände, unter denen unſere Lebenswege ſich zum erſten Male kreuzten, waren ja von einer Art, die man nicht ſo bald vergeißt.“

„Allerdings, Frau Gräfin,“ erwiderte Mohrungen ſehr ernſt und zurückhaltend. „Aber ich muß geſtehen, daß ich gerade um der Zuſammenkunft dieſer Umſtände willen kaum erwartet hatte, Sie noch einmal bei mir zu ſehen.“

„Ah, Sie zürnen mir alſo noch immer, weil ich einen Unglücklichen gerettet habe?“

„Erlaſſen Sie es mir, auf dieſe Dinge zurückzukommen. Ich habe weder ein Recht noch einen Grund, Ihnen zu zürnen; doch ich wüßte nicht, womit ich Ihnen nach irgend einer Richtung hin zu dienen vermöchte.“

„Das heißt, Sie weiſen mich ab, noch ehe Sie mich mit meinem Anliegen überhaupt haben zu Worte kommen laſſen? Denn ein Anliegen iſt es in der That, das mich zu Ihnen führt. Ich habe in einer Sache, die für mich noch die einzig wichtige auf Erden iſt, alle meine Hoffnungen auf Sie geſetzt, und ich meine, ſchon aus Ritterlichkeit ſollten Sie mich wenigſtens anhören, bevor Sie mir Ihren Beſtand verſagen.“

So demüthig und zugleich ſo ſüß einſchmeichelnd klang wieder jedes ihrer Worte, mit ſo heißer Verehrſamkeit unterſtützt die ſchwarzen Augen die Sprache ihrer Lippen, daß Herrmann Mohrungen ſeine ganze Willenskraft aufbieten mußte, um in ſeiner kühl ablehnenden Haltung zu verharren.

„Es iſt unmöglich, daß Sie gerade auf meinen Beſtand angewieſen ſein ſollten, Frau Gräfin,“ ſagte er. „Wenn es ſich, wie ich vermute, um einen juridiſchen Rath oder um Ihre Vertretung in einem Rechtsſtreite handelt, werden Sie unter der großen Zahl meiner Kollegen ohne jede Schwierigkeit Jemand finden, der Ihre Intereſſen mit demſelben Eifer und demſelben Geſchick wahrnimmt, die ich dafür aufzubieten vermöchte. Viele werden es ſich unzweifelhaft zur höchſten Ehre anrechnen, mit Ihrem Vertrauen bedacht zu werden; was alſo könnte ſie veranlaſſen, daßſelbe gerade mir zuzuwenden, mir, deſſen bloßer Anblick doch die peinlichſten Erinnerungen in Ihnen wachrufen müßte?“

„Erlauben Sie mir, Ihnen die Antwort auf dieſe Frage etwas ſpäter zu geben. Vielleicht wiſſen Sie nicht, daß

ich seit einigen Monaten den Tod meines Gatten zu betrauern habe?"

"Ich hörte davon, Frau Gräfin und ich spreche Ihnen mein Beileid aus an dem schweren Verlust, von dem Sie betroffen wurden."

"Ich danke Ihnen! Aber das ist doch nur eine höfliche Redensart — nicht wahr? Denn, wenn Sie wirklich etwas wie Mitleid für mich hätten, so würden Sie mich nicht an Ihre Kollegen verweisen; oder pflegen Sie häufig die Mandate abzulehnen, die man Ihnen anbietet?"

"Ich leugne nicht, daß ich bisher nur ein einziges Mal in diese Nothwendigkeit versetzt worden bin."

"Aus welchem Grunde thaten Sie es da?"

"Ich sollte die Ansprüche eines Wucherers gegen sein von ihm zu Grunde gerichtetes Opfer vertheidigen, und trotz ihrer formellen Berechtigung mußte mir mein Ehrgefühl verbieten, einen solchen Gendarmendienst zu übernehmen."

"Mit einem Menschen dieser Art also stellen Sie mich auf die nämliche Stufe? Auch diesmal ist es doch wohl Ihr Ehrgefühl, daß Ihnen nicht gestattet, sich zu meinem Sachwalter zu machen."

"Ja, Frau Gräfin, es ist das Gebot meiner Ehrenhaftigkeit, dem ich gehorchen muß. Noch einmal rathe ich Ihnen, zu einem anderen Anwalt zu gehen — zu einem, der nichts von Ihrem Eide in dem Prozeß Wismar und nichts von der Rolle weiß, welche Sie in diesem Prozeß freiwillig übernommen haben."

"Und wenn ich Ihnen nun sage, daß es sich nicht um mich und um meinen Vortheil handelt, daß ich Ihr Wissen, Ihren Eifer, Ihr Gerechtigkeitsgefühl anrufen wollte für ein armes, hilfloses Wesen, gegen das man mit der brutalen Gewalt des Stärkeren empörendes Unrecht verübt? Wenn ich mich trotz des harten Verdammungsurtheils in Ihren letzten Worten so weit erniedrige, Ihnen zu sagen, daß ich zu keinem lebenden Menschen so blindes Vertrauen habe, als zu Ihnen, wenn ich ungeachtet Ihrer schroffen Ablehnung, die jede andere Frau tödtlich beleidigt haben würde, noch einmal von ganzem Herzen bitte: Seien Sie der Beschützer und Vertheidiger meines Kindes! — Werden Sie sich auch dann noch weigern, mich wenigstens anzuhören?"

Ohne ihr in's Gesicht zu sehen, deutete Mohrungen auf einen Stuhl. "Ich bitte Sie, Platz zu nehmen, Frau Gräfin, und mir Ihre Sache vorzutragen. Aber ich betone, daß ich damit eine Zusage, Ihre Vertretung zu übernehmen, noch nicht gemacht haben will."

Rafaella leistete seiner Einladung Folge und begann mit ihren weichen, wie vor neugewektem Schmerz grauamer Erinnerung jetzt leicht verschleierten Stimme:

"Mein unglücklicher Gatte ist, wie die standalsüchtigen Zeitungen ja leider ausführlich genug berichtet haben, das Opfer eines Zweikampfes geworden, dem er sich als Kavaliere und als Mann der Ehre nicht hatte entziehen können. Er hat sein Kind nie gesehen; denn es wurde erst nach seinem Tode geboren, und als eine fast wunderbare Gnade des Himmels muß ich es betrachten, daß es lebend das Licht der Welt erblickte. Da unsere Ehegeseßschaft selbstverständlich unter Beobachtung aller gesetzlichen Vorschriften stattgefunden hatte, und ihre Rechtgiltigkeit auch nicht dem geringsten Zweifel unterliegen kann, war mein armer kleiner Lothar schon im Augenblick seiner Geburt der Erbe seines todtten Vaters, und nicht nur das hinterlassene Vermögen desselben, sondern auch alle Rechte und Ansprüche waren auf ihn übergegangen. Das ist doch Gesetz — nicht wahr?"

"Wenn nicht besondere testamentarische Bestimmungen entgegenstehen — ja!"

"Mein Gatte war ohne Testament gestorben. Er hatte einen so unglücklichen Ausgang seines Duells wohl nicht erwartet, und er wußte zudem, daß es im Grunde einer legerwilligen Verfügung kaum bedurfte. Soweit es sich um das Privatvermögen des Verewigten handelt, wird denn wohl auch Niemand wagen, die Rechte meines Kindes anzutasten, aber dies Vermögen bildet nicht den wesentlichen Bestandtheil seines väterlichen Erbes. Auch der Titel eines Fürsten zu Hohenstein, und der Besitz des Hohenstein'schen Familien-Fideikommisses steht ihm zu — und diese sind es, um welche man ihn zu bestehlen versucht."

Da Mohrungen fragend aufblickte, begann sie ihm die verwandtschaftlichen Verhältnisse ihres Gatten darzulegen. Ihr Bericht ließ an Klarheit und Verständlichkeit nichts zu wünschen übrig, und er brauchte sie nicht ein einziges Mal durch eine Frage zu unterbrechen. Es war nicht zu verkennen, daß seine Aufmerksamkeit wie seine Theilnahme sich von Minute zu Minute steigerten. Mit einem Stirnrüzeln schüttelte er den Kopf, als Rafaella von dem Hohenstein'schen Hausgeseß und von den Bestimmungen desselben über die Folgen unebendürtiger Heirathen sprach.

"Mein Gatte war mit all' diesen Verhältnissen natürlich genau bekannt," fuhr Rafaella fort, "und er wußte auch, daß das Haupt der Familie die von ihm eingegangene Verbindung auf das Entschiedenste mißbilligte. Aber er hatte keinen Anlaß, die Aufrechterhaltung seiner Ansprüche besonders zu betonen, so lange Fürst Chlodwig sich am Leben befand. Ich zweifle nicht, daß es die Absicht desselben gewesen war, den Grafen Adelhard mit seiner einzigen Tochter Gertha zu verheirathen; denn in einer solchen Vereinigung lag ja die einzige Möglichkeit, der Komtesse und ihrer etwaigen Nachkommenschaft die ganze Erbschaft des Fürsten zu sichern. Nur aus der Vereitelung dieses — bei einem liebevollen Vater gewiß sehr begreiflichen — Wunsches erklärt sich wohl der maßlose Zorn des Oheims über die Heirath seines Neffen. Ein von meinem Gatten auf meinen Wunsch unternommener Annäherungsversuch hätte unter anderen Umständen kaum eine so schroffe und beleidigende Abweisung erfahren können, als sie ihm jetzt von Seiten des Fürsten Chlodwig unter Verleugnung aller aristokratischen Gepflogenheiten und aller guten Sitten zu theil wurde. Das Fischtuch zwischen uns und den übrigen Mitgliedern der Familie war damit ein- und allemal jerschnitten, und wir durften uns kaum einer Täuschung darüber hingeben, daß man im gegebenen Augenblick den Versuch machen würde, die Rechte meines Gatten auf Grund dieser seiner angeblichen Mißheirath zu bestreiten. Wir waren auf einen Kampf vorbereitet, aber ich konnte dem Ausgang desselben mit voller Ruhe entgegensehen, so lange Adelhard selbst da war, um seine gerechten Ansprüche zu vertheidigen. Vielleicht auch würde man auf der gegnerischen Seite noch in der letzten Minute Bedenken getragen haben, einem zur Wahrung seiner Rechte fest entschlossenen Manne von den Eigenschaften und Fähigkeiten des Grafen den Handschuh hinzuwerfen. Da aber traf meinen unglücklichen Gatten jener tückische Schicksalsschlag, und als wenige Wochen später auch Fürst Chlodwig Hohenstein aus dem Leben schied, da waren die Gegner, die man zu beiseitigen hatte, nur noch ein schwaches Weib und ein kleines, hilfloses Kindchen — wie hätte man da auf jener Seite zaudern sollen, mit brutalster Rücksichtslosigkeit den Kampf gegen sie zu eröffnen! — Ich lag noch schwer krank darnieder, als jene Dinge sich ereigneten, und man setzte mich von ihnen erst in Kenntniß, als ich vollendeten Thatfachen gegenüberstand. Graf Wenzel, der Vetter meines verstorbenen Gatten hatte, obwohl er der Sohn eines jüngeren Bruders ist, den Titel eines Fürsten Hohenstein angenommen und den Besitz des Fideikommisses angetreten. Es hieß, daß ihn Fürst Chlodwig auf dem Sterbebette nicht nur ausdrücklich als seinen Nachfolger bezeichnen, sondern ihm auch seine Tochter Gertha verlobt habe und daß gleich nach Ablauf des Trauerjahres die Vermählung des jetzigen Fürsten mit der verwaißten Komtesse stattfinden solle. Außerdem aber hatte sich im Nachlasse des Verstorbenen ein notariell beglaubigtes Dokument vorgefunden, in welchem er ausdrücklich erklärt, daß er die Ehe seines Neffen Adelhard als eine ebenbürtige nicht anerkennen könne, und daß der Graf nach dem Hohenstein'schen Hausgeseß durch seine Heirath sowohl für sich selbst wie für seine Nachkommen aller Rechte und Ansprüche, die ihm seine Geburt sonst gegeben hätte, verlustig gemorden sei. Nicht nur die mit der Prüfung der Erbschaftsverhältnisse zunächst betraute Behörde, sondern auch die beiden von Gerichtswegen bestellten Vormünder meines Kindes sahen sich auf Grund dieser Argumente und Beweismittel veranlaßt, die Erbberichtigung des Grafen Wenzel anzuertennen, ohne daß man es für nöthig befunden hätte, mich auch nur um meine Meinung zu befragen. Ich habe gleich nach meiner Wiederherstellung in einem Briefe an den Grafen Wenzel, dessen Fürstentitel ich niemals anerkennen werde, gegen diese abscheuliche Vergewaltigung protestirt. Die Antwort darauf aber wurde mir nicht von dem Empfänger des Schreibens, sondern von seinem Rechtsbeistand, dem Justizrath von Rocholl, zu Theil, und sie lautete dahin, daß Seine Durchlaucht keine Veranlassung habe, sich auf eine Korrespondenz über die vermeintlichen Ansprüche meines Sohnes einzulassen — um so weniger, als mir ja zur Geltendmachung derselben der gerichtliche Weg jederzeit offen stände. Sicherlich würde ich in der That schon vor Monaten versucht haben, meinem armen schmählich befohlener Lothar auf diesem Wege zu seinem Rechte zu verhelfen, wenn nicht eine schwere Erkrankung, die sein zartes junges Leben bedrohte, alle meine Gedanken von diesen irdischen Dingen abgewendet hätte. Viele Wochen lang war in meinem gequälten Mutterherzen für nichts Anderes Raum, als für die tödtliche Angst und die verzehrende Sorge um die Erhaltung seines theuren Daseins und in all den ungezählten Nächten, welche ich zwischen Hoffnung und Verzweiflung an seinem Bettchen durchwachte, kam

mir kaum ein einziges Mal die Erinnerung an die Unbill, welche man diesem ahnungslosen kleinen Wesen angethan. Lange Zeit schien es, als ob meine inbrünstigen Gebete unerhört blieben, als ob all' meine Aufopferung umsonst sein sollte. Die Aerzte magten kaum noch, mir Hoffnung zu machen, und ich glaubte mich von einem grausamen Schicksal dazu bestimmt, alles irdische Leid bis zum Grunde auskosten zu müssen. Aber meine Zweifel an der Barmherzigkeit des Himmels waren eine Verfindigung gewesen. Ehe noch die armelige Wissenschaft der Aerzte die ersten Anzeichen der beginnenden Genesung wahrnahm, hatte sie mein Wuterauge bereits erkannt und der berühmte Mediziner, der seinem eigenen späteren Eingeständniß nach in der Erwartung gekommen war, einem Kleinen Sterbenden die Augen zudrücken zu müssen, fand mich in überströmender Dankbarkeit auf den Knien neben meinem nachblickenden, lächelnden Kinde. Heute ist mein Knabe, wenn auch noch etwas zart und schwächlich, so doch ganz gesund, und nun, da er mir von Neuem geschenkt ist, betrachte ich es als meine heiligste Pflicht, ihn mit allen Kräften, die mir gegeben sind, und bis zu meinem letzten Athemzuge zu verteidigen gegen die Ungerechtigkeit der Welt und gegen die schändliche Selbstsucht seiner Feinde. — Nicht für mich selbst strebe ich nach größerem Reichthum und nach höherem gesellschaftlichem Ansehen, denn diese Dinge haben seit dem Tode meines Gatten allen Werth für mich verloren. Aber ich will nicht, daß mein Kind dereinst mit Groll und Bitterkeit an mich zurückdenkt — ich will nicht, daß man ihm geringschäßig erzählen dürfe: weil Deine Mutter ihres Gatten unwürdig, weil sie nur eine armelige Romaniantin war, hast Du an Andere abtreten müssen, was von Gottes und Rechtswegen Dir gehörte! — Um mir meines Sohnes Achtung zu erhalten, will ich für sein gutes Recht kämpfen, und ich werde keinen Augenblick zögern, mich selber in diesem zum Opfer zu bringen, wenn ich nur ihm damit zum Siege verhelfen kann. — Wollen Sie sich auch jetzt noch weigern, meines armen Kindes Helfer und Schützer zu werden?"

Mohrungen, der anfänglich regungslos und in der Haltung eines aufmerksam Zuhörenden vor seinem Schreibtisch gesessen hatte, war gegen den Schluß ihrer langen Darlegung hin plötzlich aufgestanden und an das Fenster getreten. Vielleicht glaubte er, daß es ihm eher gelingen würde, sich des bestrickenden Einflusses ihrer Persönlichkeit zu erwehren, wenn er nicht mehr genäßigt war, in ihr schönes, von der tiefen seelischen Bewegung wunderbar belebtes Antlitz zu blicken, und wenn er diese dunklen, leuchtenden, innergründlich tiefen Augen nicht länger auf sich gerichtet sah.

Aber es war ein vergebliches Bemühen. Der Wohlklang, der seltsam weiche, zu Herzen dringende Klang ihrer Stimme folgte ihm ja auch dahin, — und nun, da die elegante Gestalt nicht mehr leibhaftig vor seinen Blicken war, nun stiegen unter dem Eindruck ihrer Worte andere Bilder vor seinem Geiste auf Bilder, die seiner männlichen Standhaftigkeit noch hundertmal gefährlicher waren als jene.

Er sah das stolze, schöne Weib verzweifelt zusammenbrechen an der Bahre des erschossenen Gatten — er sah es voll tödtlichster Herzensangst am Bettchen des Kindes in der trostlosen Einsamkeit des nächtigen Krankenzimmers — und etwas wie ein verklärender Glorienschein helldenmüthigen Märtyrertums begann ihre Erscheinung für ihn zu umgeben. (Zortf. folgt.)

[Nachdruck verboten.]

Der neue Festungskommandant.

Humoristische Erzählung von Dr. Heinrich Ruhe.

„Neue Wesen kehren gut.“ sagt ein altes Sprichwort. Wie wahr dieses Sprichwort ist, sollte auch die Besatzung der kleinen holländischen Festung N. erfahren. Der hochbetagte Kommandant der Festung hatte nach langem, schweren Leiden die Reise ins Jenseits angetreten. Wie man allgemein behauptete, war er ein guter freundlicher Herr gewesen, der nicht mehr und nicht weniger suchte, als eben ein wohlbezogener Offizier Seiner Königl. Majestät sich erlauben darf.

In den letzten Jahren hatte er viel an Bodagra gelitten und sich deshalb um Dienst- und Festungsangelegenheiten wenig gekümmert.

Zwei Tage nach seinem Begräbniß, bei welchem die Trauermusik und die üblichen Salven nicht fehlten, traf der neue Kommandant ein.

War das ein schneidiger Herr, der neue Höchstkoman-

dirende der Festung N.! Er kam direkt aus dem Haag, der königlichen Haupt und Residenzstadt. Wen konnte daher Wunder nehmen, daß er so recht stramm auftrat! Die kleine Festung hatte durchaus keine strategische Bedeutung und konnte in einem etwaigen Kriegsdrama keineswegs eine Rolle spielen. Aber umsonst war Herr Major von Dackern bestrebt, einem jeden die Würde seines Amtes begreiflich zu machen. Unter seinem Vorgänger hatten sich allerhand kleine Unregelmäßigkeiten eingeschlichen, die entweder der alte gute Herr gar nicht jah oder nicht sehen wollte. Unter Anderem hatten die Bürgerfamilien, welche in der Nähe des Forts wohnten, seit einer Reihe von Jahren sich daran gewöhnt, auf dem grünen Rasen welcher die Festungswälle umgab, ihre Wäsche zu bleichen. Der alte Kommandant hatte dies stillschweigend geduldet, und die Frauen betrachteten bereits als ihr Recht, was doch nur geduldet Gewohnheit war. Allein der neue Kommandant dachte in dieser Beziehung ganz anders.

„Kreuzhimmeltausend Donnerwetter, hier wird Wäsche gebleicht!“ schrie Major von Dackern vor Wuth außer sich, als er zum ersten Male die Wäsche auf dem Rasen bemerkte. „Bom-benelement, Wäsche von Civilisten auf Seiner Majestät Festungswällen! Nun, daß fehlte mir gerade noch, daß die Frauenleute, diese verrückten, überspannten Dinger, mir meine königliche Festung in eine elende Bleiche verwandeln! Nicht einmal ein Frosch hat das Recht, durch die Festungsgräben zu schwimmen, wenn ich nicht meine Erlaubniß dazu gebe.“

Sofort erließ er folgenden Garnisonsbefehl: „Das Bleichen der Wäsche auf den Festungswerten und den daranstoßenden Rasen ist bei Strafe von zehn Gulden für jeden einzelnen Fall verboten. Van Dackern, königlicher Major und Kommandant der Festung N.“

Diese Garnisonsbefehl wurde am andern Morgen durch Plakate, die an allen Ecken der Festung und auf den Ausschlagsäulen des Städtchens angeschlagen waren, der Bevölkerung bekannt gemacht. Außerdem wurde der Garnisonsbefehl im Lokalblatt veröffentlicht, und im redaktionellen Theil wurde darauf hingewiesen, daß die Militärbehörde nicht dafür auskommen könne, wenn etwa die Wäsche, die man trotz dieses Verbotes auf den Festungswällen ausbreite, von den exerzirenden Truppen beschmutzt oder beschädigt würde.

Zwei bis drei Wochen ging die Sache ganz gut. In übler Laune kehrte eines Nachmittags der Kommandant von einem Spazierritt zurück. Kaum hatte er die Zugbrücke passiert, wozu ein Anblick bot sich da seinen Blicken dar! Die eine Seite der Festungswälle war vollständig mit Wäsche bedeckt.

„Zum Henker noch einmal, wer hat die Sachen dorthin gelegt?“ herrichte er den Posten an.

„Zu Befehl, Herr Major, die Betttücher und die Hemden lagen schon da, als ich auf Posten kam,“ erwiderte der Posten, indem er vorchriftsmäßig salutirte.

„Nichtsnußiges Weiberpad!“ knurrte der Gestrenge. „Sah wartet nur, ich werde Euch schon Mores lehren.“

Sofort ließ er einige Kompagnien auf dem in eine Bleiche umgewandelten Terrain zur Uebung antreten. Am Morgen hatte es geregnet, und die Stiefel der Soldaten wiesen noch starke Spuren des Exerzierplatzes auf. Der Sergeant ließ, sei es aus Diensteißer, sei es aus Schadenfreude, die Mannschaften hin und her marschiren, so daß die Wäschestücke bald nach rechts, bald nach links flogen und das seine Sinnen binnen kurzer Zeit über und über mit Schmutz bedeckt war. Vor Allem aber hatte der Bösewicht es auf diejenigen Gegenstände abgesehen, die mit Spigen und Stidereien verziert waren, überhaupt auf Damenwäsche. Auf jedem Stück Damenwäsche ließ er besonders einen Mann sich aufpflanzen und kommandirte dann voll Ingrimm: „Rechtsum“, und dann wieder „Front!“

Außer dem Sergeanten hatte an dieser Uebung noch ein Anderer seine Narrenfreude daran, und dies war der neue Kommandant, der als „Residenzler“ mit den Mißbräuchen der Provinz gründlich aufräumen wollte. Hoch zu Ross schaute er dem militärischen Schauspiel zu und lachte still vor sich hin.

Allein schon nahte die Nemesis, die Nemesis in furchtbarer Gestalt. Eine junge feine Dame lief herbei und jammerte schon von Weitem:

„Meine ganze Aussteuer! O meine schönen, köstbaren Spigen!“

Dann brach sie ohnmächtig zusammen. Kaum hatte der Kommandant die Dame erblickt, da stutzte er, biß sich in die Lippen, faßte schnell einen Entschluß und iprenate im Galopp davon.

Wer war die Dame? Frau Major von Dackeren, geborene Frein von Schnackebrof.

Welches Nachspiel die „militärische Uebung“ im Hause des Kommandanten hatte, darüber schweigt die Geschichte. Nicht einmal der Burche des Majors, der doch sonst in alle Geheimnisse des Hauses eingeweiht war, wußte etwas zu erzählen. Die Frau Major blieb während der nächsten vierzehn Tage ganz unsichtbar, und die Amtsmiene des Kommandanten war noch strenger und finsterner, als gewöhnlich; zum ersten Male hatte er die Erfahrung machen müssen, daß er nicht der alleinige Kommandant der Festung N. war.

Allerlei.

Kleine Blumen, kleine Blätter. Das reizende Gedicht Goethes, das mit diesen Worten beginnt, beweist uns, daß schon in des Dichters Frühzeit eine jetzt wieder en vogue kommende Mode bekannt war. Das Gedichtchen ging als Widmung mit einem gemalten Band. Gemalte Bänder sind jetzt wieder hochmodern, ja man geht schon weiter und bemalt ganze Einsätze in Damenkleidern. Unsere kunstverständigen Leserinnen werden uns gewiß Dank wissen, wenn wir ihnen etwas Näheres über die im Grunde recht einfache Technik mittheilen. Also nun hübsch aufgemerkt, meine Schülerinnen. Der schöne indische Kopfhaw ist für die jugendlichen Malerinnen mit geringem Taschengeld unerschwinglich, und doch wie gut würde er meine kleine Nachbarin mit den dunkeln Bluthaagen und den wie ein Patagan geschwungenen schwarzen Brauen kleiden. . . . Ja, und Sie auch mein hübsches Weichenauge mit den Goldblöden, Alle, Alle, ich weiß es wohl. Achtung, den Deckstein zur Hand! Die Palette wird mit einem Bogen weichen Löschpapiers überspannt. „Ueberspannt!“ wirft ein neckischer Wikbold mit lustig blitzenden Augen ein. Ja, überspannt, Fräulein Naseweiß! Und zwar, damit alle öligen Bestandtheile der Farben in das Löschpapier dringen und nur die reinen Pigmente übrig bleiben. Alsdann nimmt man quergeföhrte Seide, je nach dem Teint weiß, blau, creme oder roth. Und mit einem spitzen und festen Harberpinsel, den man in ganz flüchtiges Terpentin getaucht hat, bemalt man die Seite mit Blumen, Blättern, möglichst dünn und duftig. Es empfiehlt sich, nicht dick aufzutragen, um einen technischen Ausdruck zu gebrauchen, pastos zu malen, weil die Seide dadurch ihre Weichheit und Schmieglamtheit verliert. Freilich Geschmack müssen Sie haben, meine schönen Schülerinnen über die Farbe, in der Sie malen, kann ich Sie nicht belehren, darüber entscheidet das jeweilige Kostüm und der Teint. Von Bändern, die man zur Verzierung von Taillen und Bloufen benutzt, kommt man dann sehr bald zum Brusttag und von da zum Rockeinfaß. Am besten wirkt die feine naturalisierte Blumenornamentik der indischen Seide, die nachzuahmen mit einigen frischen Blumen als Modell jeder talentirten jungen Dame gelingen wird. Auf dieselbe Weise behandle man den Kopfhaw und man wird eine überraschende Wirkung erzielen. Und keine Sorgen, die Farben gehen nicht aus in der Sonne, sie sind sehr dauerhaft, ja Bänder können, wenn man recht vorsichtig zu Werke geht, sogar gewaschen werden. Man nimmt dazu einen weichen Borstenpinsel und etwas Seife und Salzwasser; wo die holde Wäscherin zu sehr gescheuert hat, kann die Malerin ja wieder nachhelfen. — In drei Wochen steht Frühling im Kalender, dann werden die gemalten Bänder floriren, meiner gelehrigsten Schülerin aber sende ich ein selbst gemaltes Band mit den Versen Goethes: „Kleine Blumen, kleine Blätter.“

Eigenthümlichkeiten in der Schreibweise des Kaisers sollen demnächst im Deutschen Soldatenhoch als Facsimiles abgedruckt werden. Ueber diese Eigenthümlichkeiten in der Rechtschreibung wird nun mitgetheilt: Zunächst wechselt der Kaiser mitten in ganz kurzen Sätzen und ohne Rücksicht auf die Abstammung der Worte mit lateinischen und deutschen Schriftzeichen, auch hält er sich nicht an eine bestimmte Schreibart eines und desselben Wortes: so schreibt er auf dem einen Blatte „Basesoil“, auf einem anderen „Basesoil“. Vielfach läßt er die „e“ weg, so fliegend, Officier, Unterofficier, weiß, gelber, grauer Himen u. s. w. Wir wollen hier nur kurz jene sechs Bemerkungen wiedergeben, welche sich auf die Heirathsuniform der Offiziere in der Schuttruppe beziehen; dieselben lauten, so wie sie längs des Bildes vermerkt sind, am Helme: „Alauen,“ „Aligaber Adler“, im Bassinock ist der Vermerk angebracht „zu kurz“ und die Zeichnung entsprechend geändert; ebenio sind die Aufschläge unangezeichnet und daneben geschrieben: „brandenburgische Aufschläge mit weißer Basesoil“. Neben der Zeichnung des Degens steht zu lesen: „Degen nach dem jetzigen für die Infanterie genehmigten Modell, am Korbe jedoch den Reichsadl“. Die Offiziere sollten ferner in ihrer afri-

kanischen Feldausrüstung statt des Degens ein aufklappendes Dolchmesser erhalten. Diese Art der Bewaffung ändert folgende kaiserliche Bemerkung ab: „Fehlt der Degen! soll getragen werden an Lederkoppel entweder an bandouliere oder vom Leibtrimen in Naturleder wie von den Offizieren der indischen und Birmanischen Armeen.“

Emancipirte Schulkinder. Ein merkwürdiger Vorfall ereignete sich in Long Island City (Amerika). Die Schulkinder dieser Stadt sind offenbar von der Wichtigkeit der Selbstregierung und der Herrschaft der Majorität überzeugt und verlangen daher das Recht, ihre Lehrer selbst auszuwählen. Sie betrachteten es deshalb als einen Eingriff in ihre Rechte, als Mayor Gleason den Chef einer Schule verlegte, und protestirten geschlossen gegen diesen vermeintlichen Akt der Willkür. Der Mayor zog bei dem Wortkamps mit dem Führer der Petenten entschieden den Kürzeren. Auf seine Bemerkung, er habe den jetzt verlegten Chef der Schule seiner Zeit aus Mitleid ernannt, weil derselbe stellunglos war, fragte der Knave Campbell, ob er es für richtig halte, einen so unfähigen Menschen überhaupt an die Spitze einer Schule zu stellen; jetzt gefiele er ihnen aber, und sie glaubten, jetzt auch verlangen zu dürfen, daß er ihr Lehrer bliebe. Auf diese Frage und Anklage blieb der Beherrscher von Long Island City die Antwort schuldig.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

Die **Röntgen'schen X-Strahlen** haben die ganze gebildete Welt in Erregung versetzt. Eine Reihe hochinteressanter Aufnahmen, die mittelst der Röntgen'schen X-Strahlen eigens für sie von Herrn Paul Spies in der Berliner Urania gemacht sind, sowie ein wohl gestroffenes Bildniß Röntgen's, bringt die **Moderne Kunst** (Verlag von Rich. Bong-Berlin, Wien und Leipzig) in ihrem sechsten herausgegebenen zwölften Heft des zehnten Jahrganges. Wie die Strahlen das Holz durchdringen, sieht man ausgerechnet an der Photographie eines Schlüssel's in einem Holzkasten — sogar die eiserne Schraube, welche die Wandungen des Kastens zusammenhalten, sind klar zum Vorschein gekommen. Nicht minder gelungen ist die Photographie einer beringten Hand, deren Muskulatur ganz genau erkennbar ist. In einer eingehenden Würdigung der wissenschaftlichen Bedeutung der Röntgen'schen Erfindung werden jene Wunder gemeinverständlich erklärt. Was die „Moderne Kunst“ mit überraschender Geschwindigkeit den Ereignissen folgt und überhaupt in allen Dingen auf der Höhe der Zeit steht, beweist sie mit dem Inhalt des zwölften Heftes wieder in erfreulicher Weise. Es geht ein vornehmer, von seinem künstlerischen Geist getragener Zug durch diese Zeitschrift, der es erklärlich macht, daß sie ein besonders bevorzugter Liebling des gebildeten, kunstsinigen Publikums des In- und Auslandes ist. Das zwölfte Heft enthält einen solchen Reichthum an vorzüglich ausgeführtem Bilderschnuck, an ausgezeichneten Kunstbeilagen und an interessantem Text, daß sich über diese Leistungen nur die wärmste Anerkennung aussprechen läßt, und um so mehr, als der Preis wie gewöhnlich nicht mehr wie 60 Pfg. beträgt. Die humorvoll geschriebenen Mittheilungen „Aus dem Tagebuche eines Angler“ von Richard So voronnel werden begleitet von farbigen Illustrationen nach Originalen von Ewald Thiele, die in ihrer Frische und Leuchtkraft den Gedanken an mechanische Reproduktion gar nicht aufkommen lassen. Dieselbe meisterliche Wiedergabe bei zahlreichen in Röthel-Manier und Schwarzdruck ausgeführten Skizzen nach Originalen des geschätzten böhmischen Malers F. Bohumil Doubek, dessen künstlerische Bedeutung Georg Malkowsky mit seinem Veritänoniß schildert. Weiter die Fortsetzung des spannenden Romans „Der Ruhm“ und die ungemein pikante Novelle „Siegelnatur“ von Paul Oskar Höcker. Als ein geistvolles Brillant-Feuerwerk schließt sich das **Pick-Bad** an, eine textlich und bildlich wahrhaft überraschende Sammlung von Mittheilungen über alle neuen Erfindungen auf den verschiedensten Gebieten des modernen Lebens. Was Kunst, Litteratur, Technik, Sport und gesellschaftliches Treiben anbetrifft — alles ist bestens gerüchigt. Eine Tafeldecoration für ein Sportdiner, die deutschen Reichsinfliegen, Raito auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung, das Heiserum, der Alberto Labi-Preis, der Radfahrersport und die Gesundheit, Ehe und Frauenstudium, die fremden Nationalitäten und eine Reihe anderer reich illustrirter Artikel mögen aus den folgenden Abschnitten genannt werden. Und zu allem die trefflichen Kunstbeilagen, die in ihrer künstlerischen Vollendung unerreicht dastehen. Ulpiano Chelias dramatisches, wahrhaft packendes Schlachtenbild „Bei Waterloo“, M. Griegson's reizvolles Bild „Landsunterricht“ und F. Stachiewicz's stimmungsvolles Bild „Knoche im Klosterthor“! Mit bewundernswürdiger Intimität geben die Vorgänge des Holzschnitts die höchsten koloristischen Feinheiten wieder. Agio-graphische Leistungen sind es, auf die stolz zu sein, die deutsche Holzschneidekunst gegründetes Anrecht hat. Alt und Jung werden an dem schönen Inhalt und der prächtigen Ausstattung dieses zwölften Heftes der **Moderne Kunst** ungetheilte Freude haben.

Soeben erschien im Verlage von S. Hirzel zu Leipzig die 2. Lieferung des **Deutschen Wörterbuches** von Moritz Dehne, kleine Ausgabe.

Verantw. Redakteur: Dr. Heinrich Ruhe. Notationsdruck und Verlag von Otto Thiele Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.